

Besprechungen

Homer: Ilias. Übertragen von Raoul Schrott. Kommentiert von Peter Mauritsch. München: Hanser 2008. ISBN 978-3446230460; EUR 34,90 (in der WBG EUR 27,90). – Als Hörbuch: Homer: Ilias. Übertragen von Raoul Schrott. Gesprochen von Manfred Zapatka. Akustische Einrichtung, Komposition und Regie: Klaus Buhkert. München: Der Hörverlag 2008. 21 CDs. ISBN 978-3867171885; Preisempfehlung des Verlages: EUR 79,95.

Vor ein paar Jahren hatte ich das Glück, beim Aufbau von Ikea-Möbeln in meiner neuen Wohnung von der Hörbuch-„Odyssee“ in der Übersetzung von CHRISTOPH MARTIN, gelesen von DIETER MANN,¹ begleitet zu werden. Ein Vergnügen – trotz moderner Übersetzung. Oder wegen der modernen Übersetzung? Das erste Mal erfüllten da die Ikea-Möbel ihren Zweck, weil sie ihn nicht auf Anhieb erfüllten. Die beim Möbelschrauben gehörte „Odyssee“ war ein Projekt des Hessischen Rundfunks aus dem Jahre 1996.

Derselbe Sender – ab und an gehen die Gebührengelder doch den richtigen Weg! – plante nun vor einigen Jahren, auch die „Ilias“ als moderne Hörversion zu produzieren, und gewann den Dichter, „literarische[n] und historische[n] Abenteuerer“² und Komparatisten³ RAOUL SCHROTT für die, wie er es nennt, Übertragung des Homerischen Epos, eines derjenigen Werke der Weltliteratur, das viele kennen, die meisten der vielen aber nicht gelesen haben, und wenn, dann eher in einer Nacherzählung⁴ als in einer Übersetzung. Schrott jedenfalls, ein Mann vieler Begabungen (und wohl auch nicht ungerne ein *enfant terrible*), stellte sich der Herausforderung und hat jetzt, im gerade vergangenen Jahre 2008, seine Übertragung vorgelegt, die seit ihrem Erscheinen für Furore in den Feuilletons sorgte,⁵ zumal quasi als Kollateralprodukt beinahe gleichzeitig ein Buch über Homer erschienen ist, welches für noch mehr Furore sorgte. Ich will hier nicht auf letzteres Werk eingehen (das ursprünglich als Vorwort zur Übersetzung geplant war), sondern lediglich einige Überlegungen zur Übersetzung und zum Hörbuch vortragen.

Was die Übersetzung betrifft, so war im Vorfeld und während der Arbeit etwas geschehen, das

zwar nicht einmalig, aber doch außergewöhnlich selten stattfindet: Ein Übersetzer – eben Raoul Schrott – begleitete seinen Arbeitsprozeß mit einer öffentlichen Diskussion über seine Übersetzungsprinzipien; diese konnte in der Münchner Literaturzeitschrift „Akzente“ verfolgt werden, die auch die Entwürfe der ersten Gesänge veröffentlichte.⁶ (Die gedruckte und gesprochene Übersetzung des ersten Gesangs unterscheidet sich beispielsweise durchaus von der „Akzente“-Version.) Ich fand es spannend, bei einer solch intellektuellen Debatte sozusagen zuschauen zu dürfen.

So stritt sich der Basler Gräzist und Homer-Spezialist JOACHIM LATACZ, der für die ersten beiden Gesänge der „Ilias“ Schrotts homerphilologischer Mentor war, mit dem Übersetzer über eine ganze Reihe von Details. Grundsätzlicher Antagonismus der Ansätze beider Diskutanten war aber, so scheint mir, dass Schrott postulierte, er wolle zu uns her übersetzen, und sich sodann daranmache, dies auch in die Tat umzusetzen; Latacz hingegen das zu Homer hin für die einzig vertretbare Lösung einer Homer-Übersetzung hielt.⁷ Welche dieser Positionen ist nun korrekt? Wie übersetzt man „richtig“?

Die beiden genannten Richtungen des Übersetzens sind Extreme; jeder Übersetzer wird letztlich wohl irgendwo in der Mitte zwischen dem Zu-uns-her und dem Zum-Autor-hin landen. Ein bekannter Übersetzer, der sich explizit für das Zu-uns-her entschieden hatte, als er sich ans Ver-deutschen der Bibel machte, ist MARTIN LUTHER. In seiner wundervoll drastischen Sprache läßt er uns über seine Bibel-Übersetzung wissen: „[M]an muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, [...] sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und dernach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. [...] Denn die lateinischen Buchstaben hindern über alle Maßen sehr, gutes Deutsch zu reden.“⁸ Wie recht er hat; (Quasi-)Interlinear-Übersetzungen sind eben nur die Vorstufe zu einem deutschen Text.

Und so ist auch ein „Griechisch‘ im Bereich der deutschen Zunge“⁹ welches WOLFGANG SCHADEWALDT schaffen wollte, um das griechische Original, etwa die „Ilias“, „im deutschen Wortlaut neu [zu] errichte[n]“, eben nicht immer lebendiges Deutsch. Schadewaldt nennt diese Annäherung an das zu übersetzende Original dokumentarisches Übersetzen; die Kehrseite, das von ihm so genannte transponierende Übersetzen, wollte Schadewaldt nur für die Übersetzung von antiken Komödien gelten lassen. Das Produkt einer dokumentarischen Übersetzung ist nun zwar höchst interessant, aber nicht wirklich schön. Und wie seltsam darf denn das Deutsche klingen, um ein „Griechisch im Bereich der deutschen Zunge“ zu sein: „Nicht will ich Ratschläge mit ihm beraten noch gar ein Werk!“ (Schadewaldts 9,374; es gibt selbstverständlich auch viel schönere Sätze bei Schadewaldt.)

Geben wir sodann zwei Klassikern aus dem 19. Jahrhundert das Wort, auf deren intellektuellem Pfad auch Schadewaldts Überlegungen zur Übersetzung wandern: In ein und demselben Jahr, 1813, machten sich JOHANN WOLFGANG GOETHE und FRIEDRICH SCHLEIERMACHER Gedanken zur Translation. Goethe – auf diesem beruht das Zu-uns-her versus Zum-Autor-hin – bevorzugte übrigens keine der von ihm benannten zwei „Übersetzungsmaximen“;¹⁰ auch wenn, wie MANFRED FUHRMANN feststellt, für das Lesepublikum des 19. Jahrhunderts „unausgesprochen gepocht“ habe, „daß antike Klassiker streng und à la Voss, neuzeitliche Autoren hingegen zielsprachenkonform zu übersetzen seien“.¹¹ Goethe meinte, die eine Maxime verlange, „daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unsrigen! ansehen können“, die andere stelle „an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen.“ WIELAND, aus dessen Nekrolog diese Überlegungen stammen, hat, so Goethe, beide Maximen insofern vereint, als dass er zunächst den Leser per Einführung in die betreffende Zeit versetze und alsdann „seinen Autor auf eine [...] unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen“ lasse. Nun will ich Raoul Schrott nicht mit Christoph Wieland vergleichen,

doch tut er gar Ähnliches: Der Übersetzung (und lobenswerterweise auch dem Hörbuch) geht eine ausführliche Einleitung (S. VII–XLII im Buch) voraus, und schließlich folgt eine Übersetzung in eine unserem Ohr doch recht verwandte Art und Weise.

SCHLEIERMACHER bringt seinerseits die Angelegenheit ganz wunderbar auf den Punkt. Entweder, erklärt er vor der Königlich-Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der „Uebersetzer läßt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen“.¹² Für Schleiermacher ist das letztere allerdings inakzeptabel, allerdings mit dem Hintergedanken, dass es nur dann möglich sei, den Leser dem Schriftsteller entgegenzubewegen, wenn jener mit der Zielsprache auch hinlänglich vertraut ist, und dass dies zudem erfordere, „der heimischen Sprache selbst eine gewisse Biogsamkeit“ zuzugestehen.¹³ Nun ist es aber diese Biogsamkeit, die doch häufig das Deutsch von Zum-Autor-hin-Übersetzungen biegt und fast bricht. Ich denke, auf das Maß kommt es an; und man wird kaum ehrlichen Herzens behaupten können, an der Schrott-„Ilias“ sei überhaupt nichts Griechisches mehr. Auch darf man nicht darüber hinwegsehen, dass literarisches Übersetzen eben Kunst ist: Der Übersetzer „muß der Dichter des Dichters sein und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können“, wie NOVALIS uns zu denken gibt.¹⁴

Insofern sollten auch Postulate, wie man Homer zu übersetzen habe,¹⁵ zwar selbstverständlich als anregend zur Kenntnis genommen, aber ebenso getrost als übersetzungskünstlerisch unverbindlich betrachtet werden. Wer würde denn Richtlinien erstellen, wie SHAKESPEARE zu übersetzen sei, oder GOGOL, GOETHE und GINSBURGH? Für eine Bewegung des Autors zum Leser spricht im vorliegenden Falle der „Ilias“ übrigens auch, dass man im umgekehrten Falle gar nicht so recht wüsste, wohin man denn den Leser eigentlich bewegen sollte: Hin zu Homer, mit zwischenzeitlichen Abstechern zu den Interpol- und Redaktoren, die für den Nicht-Spezialisten auch „Homer“ sind? (Und selbst die

Spezialisten veröffentlichen ja bekanntlich recht sichere Interpolationen als „Homer.“) Ein unüberschaubar weites Feld täte sich auf.

Raoul Schrott hat sich jedenfalls für das Zu-uns-her, das den Schriftsteller zum Leser bewegen entschieden. Das ist sein gutes Recht. Und das macht er recht gut. Schlecht kann eine Übersetzung nämlich, meine ich, nur dann sein, wenn sie in sich nicht stimmig oder dem Original nicht äquivalent ist.¹⁶ Letztlich ist die Frage, ob man den Leser lieber zum Original bewegen sollte, vor allem eine didaktische, sodann eine ästhetische und erst zu allerletzt eine philologische Frage. Und ganz nebenbei gefragt: Sind wir nicht auch angetreten, die Gegenstände der klassischen Philologie aus der „splendid isolation“ zu entlassen? Ist also das Zum-Leser-hin nicht geradezu ein Imperativ?

Sehen wir uns an, auf welche Weise Schrott Homer zu uns bringen will. In seinen „Prämissen“ bestimmt Schrott die Marschrichtung: er wolle durch seine Fassung Homer „lesbar“ machen, unter anderem dadurch, den Hexameter durch „flexiblere Rhythmen“ zu ersetzen. Was den Hexameter betrifft, so kann ich Schrott hier nur beipflichten. Mehrere Tausend Verse, bei denen sich das Humtata des Walzermarsches eines iktuierten Hexameters im Kopfe des Lesers entfalten würde – das muss nicht sein! Die freien Rhythmen sind – zumindest für mich – völlig akzeptabel. (Und auch SCHADEWALDT hatte sich ja vom Hexameter verabschiedet.)¹⁷ Ob aber ein Schriftbild in Versen dann der Weisheit letzter Schluss ist, weiß ich nicht. Warum nicht gleich rhythmische Prosa notieren, wenn es sich um rhythmische Prosa handelt?

Zur „Lesbarkeit“ seiner Übertragung verweist Schrott ferner darauf, dass Homer im wesentlichen auf ein neutrales Stilregister zurückgreife; seine, Schrotts, Fassung hingegen „mit[schreibe], was wir heute über den Text und seine Hintergründe wissen“, sie sozusagen das von Homer Intendierte, aber nicht unbedingt Gesagte, in Sprache bringe. (Poetologisch hübsch ist hierzu Schrotts Metapher, nach der die homerische Diktion einem Mosaik von Phrasen wie Bildpunkten, Pixeln, ähnele, ein heutiger Text aber eher mit einer Photographie vergleichbar sei. Bei Homer

habe sozusagen der Zuhörer die „Pixel“ in seinem Kopf zu einem lebendigen Bild zusammensetzen müssen.¹⁹ Dies aber entspreche den Lese- bzw. Hörgewohnheiten der Gegenwart nicht mehr. Hier könnte man den Faden weiterspinnen: Der Übersetzer sieht sich also als Instanz, die wie die „Intelligente Auto-Korrektur“ bei Photoshop verpixelte Bilder verschönt, Kontraste schärft und Farben plastischer hervorhebt.)

Jene Stelle, die Schrott selbst als ein markantes Beispiel seiner Intention-basierten Übersetzung vorstellt, ist ein Ausschnitt aus der Achilles-Rede im Buch 9, wo es in 9,377 heißt ἐκ γὰρ εὐ φρένας εἴλετο μητίετα Ζεύς; Schrott vernimmt nun in der Rede des Achilles, besonders unmittelbar vor dieser Stelle, dessen Zorn, dessen beinahe stakka-tohaftes Sich-Hineinsteigern; in der Konsequenz überträgt er eben auch diesen Kontext mit: *dem hat zeus doch ins hirn geschissen!* Grenzwertig? Gewiss. Im Kommentar erklärt MAURITSCH ganz lakonisch: „im Griechischen ist diese dem Zeus unterstellte Aktion mit den Worten ‚gänzlich genommen hat er ihm die Besinnung‘ umschrieben“. Aber hat Schrott hier nicht wirklich „den Sinn“ getroffen?

An anderen Stellen ist die Mitübersetzung der Intention weniger auffällig; einige Verse (9,374) vor besagter Stelle heißt es beispielsweise bei Homer: οὐδέ τί οἱ βουλάς συμφράσσομαι, οὐδὲ μὲν ἔργον. Schrott macht daraus: [...] *rat will er? hilfe?? nicht von mir!* Nicht übel gelungen, denke ich; geht es doch tatsächlich darum, *non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu*;²⁰ und lesbarer als Schadewaldts schon zitiertes „Nicht will ich Ratschläge mit ihm beraten noch gar ein Werk!“ ist es auch.

Es gibt aber auch Stellen, die mehr als grenzwertig sind und die zum Grummeln und Grübeln anregen. So übersetzt Schrott die Hektor-Rede im Buch 18,304–306 (νησὶν ἔπι γλαφυρῆσιν ἐγείρομεν ὄξυν Ἄρηα. | εἰ δ' ἔτεόν παρὰ ναῦφιν ἀνέστη δῖος Ἀχιλλεύς, | ἄλγιον, αἶ κ' ἔθελῃσι, τῶ ἔσσεται) auf folgende Weise: [...] *wollt ihr den totalen krieg? | denn wenn wahr ist daß dieser leichtfuß wieder im feld steht | dann soll er nur kommen!* Hier fühlt man sich dann doch im Regietheater der Übersetzerei angekommen. Die vierte und bekannteste der zehn GOEBBELS-

Fragen an „das Volk“ während seiner berühmt-berüchtigten Rede im Februar 1943 im Berliner Sportpalast ist denn, gelinde gesagt, etwas zu sehr kontextbehaftet. Wer würde beim „totalen Krieg“²¹ nicht sofort HITLERS Propagandaminister und den II. Weltkrieg mitdenken? Hektor gleich Goebbels? Passt das, auch wenn Hektor in dieser Rede natürlich zum Kriege treibt, also ein „Kriegstreiber“ ist? Noch verwirrter wird, wer ΖΑΡΑΤΚΑΣ Interpretation in der Audioversion hört: Bei ihm klingt diese Stelle so intoniert wie „Wollt ihr etwa wirklich den totalen Krieg?“, als ob sich Hektor unsicher wäre, womit der Rezipient schließlich in totaler Ratlosigkeit zurückgelassen wird. Zudem: Will Schrott regietheatermäßig mit der Goebbels-Rede arbeiten, hätte er sich eher für „Sturm brich los“²² (etwa: Bei den Schiffen soll der Sturm losbrechen o. ä.) entscheiden sollen.

Bei so viel vom Übersetzer gleichsam gefühlter und offengelegter Intention, die mehr ist als der notierte Text, hat man tatsächlich den Eindruck, der Übersetzer eröffne an mancher Stelle eine neue Ebene des Textes, eine Art Supertext, und das „Original“ komme nur mehr als Travestie daher. Aber ist dies bei der Schrottschen „Ilias“ generell so der Fall? Das denke ich nicht. Im großen und ganzen legt Schrott keinen neuen Diskurs über den Text; vielmehr versucht er, den Text für den Leser der Gegenwart ohne größere Probleme verstehbar zu machen. Man könnte somit eher, und völlig unironisch, von einer Parodie sprechen, und das auch ganz im Goetheschen Sinne, der meinte, eine „parodistische“ Art der Übersetzung fordere für „jede fremde Frucht“ ein „Surrogat“, das auf „seinem eigenen Grund und Boden gewachsen ist“.²³ Und man höre sich den Beginn der „Ilias“ einmal an: *von der bitternis sing, göttin - von achilleús, dem sohn des peleús | seinem verfluchten groll, der den griechen unsägliches leid brachte | und die seelen zahlloser kriegler hinab in das haus des hades sandte | die blutvollen leben dann nur noch fleisch an dem die hunde fraßen* (Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος | οὐλομένην, ἣ μυρὶ Ἀχαιοῖσ' ἄλγε' ἔθηκε, | πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν | ἠρώων, αὐτοὺς δὲ ἐλώρια τεύχε κύνεσσιν). Das geht ins Ohr, klingt gut – und „stimmen“ tut's auch.²⁴ Ob man dann das Ergebnis einer übersetzerischen

Bewegung zum Leser hin eine „Herabstimmung [Homers] auf Schulaufsatzniveau“²⁵ nennen muss, will ich dahingestellt lassen.

Noch ein Beispiel; ist es nicht schön zu lesen? *da brach sein vater in lachen aus, seine mutter stimmte schließlich | auch mit ein und der große hektor nahm schnell den helm vom kopf | und setzte ihn in allem seinem funkeln auf dem boden ab. er nahm | seinen liebbling in die arme, warf ihn hoch und küßte seine backen* (6,471–474); SCHADEWALDT gibt hier: „Da lachte sein Vater heraus und auch die hehre Mutter. | Sogleich nahm herab vom Haupt den Helm der strahlende Hektor | Und setzte ihn nieder zu Boden, den hellstimmernden. | Doch wie er nun seinen Sohn geküßt und in den Armen geschwungen, | Sprach er [...]“. Meine Entscheidung würde zugunsten Schrotts ausfallen.

Eine von Schrotts weiteren Übersetzungsprämissen betrifft die Epitheta, die als Bestandteile der Formelsprache oft nach dem „Lego-Prinzip“²⁶ Verwendung fänden, aber dennoch meist keine „bloße[n] Zeilenfüllsel“²⁷ seien. Die Epitheta behält Schrott an der einen Stelle bei, an anderen „löst“ er sie, kontextbezogen, „auf“. Um ein Beispiel anzuführen: In 1,477 dämmert es bei Homer so: ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος Ἥως; bei Schrott ist es: *und als eos in der dämmerung dann ihre roten finger spreizte*: Das Epitheton ist weg, poetisch bleibt es trotzdem, und stimmig ist das Bild allemal. Und doch wurde Schrott auch dafür von LATACZ ausführlich gescholten.²⁸

Auffällig ist, um einen Exkurs zu absolvieren, dass die „Odyssee“-Übertragung von MARTIN seinerzeit auch in Fachkreisen nicht annähernd so kontrovers diskutiert wurde. Und das, obwohl auch Martin ausdrücklich auf den Hexameter verzichtet, weil dieser „das Unternehmen“ verblassen lasse „in einer vermuteten Ähnlichkeit mit dem Original“, obwohl auch er ausdrücklich „die Psychologie der Figuren [...]“ erhält, die entsprechenden stereotypen Wendungen hingegen auflöst, und obwohl auch er ausdrücklich Ironie quasi aus dem Text sezieren will.²⁹ Der Eindruck will nicht weichen, dass die harsche Kritik, die dem „Ilias“-Übersetzer Schrott von Philologenseite entgegenschlägt (das Feuilleton äußerte sich eher wohlwollend), zumindest auch

eine erzieherische Funktion haben könnte: Da setzt einer zu großgöschert und selbstbewusst seine Duftmarken auf ein bereits besetztes Territorium? In Großbritannien hingegen scheinen solche „Duftmarken“ fachfremder „Eindringlinge“ ganz anders behandelt zu werden. So wird beispielsweise – der Vergleich mag etwas hinken, da es nicht um eine Übersetzung Homers geht – das Erzählerpaar HUGH LUPTON und DANIEL MORDEN weithin auch in den Publikationen der *Classical Association* dafür gelobt, die Geschichten der „Ilias“ und der „Odyssee“ wie Rhapsoden zu erzählen (und ohne dies zu intendieren, kommt dabei rhythmisierte Prosa heraus). Diese Storytelling-Produktionen sind sogar Bestandteil des *Cambridge School Classics Project CSCP* und seit 2003 auf CD erhältlich, mit Freiemplaren für Schulen.

Zum „Ilias“-Hörbuch: Für dieses hat der Produzent den bekannten Schauspieler MANFRED ZAPATKA als Sprecher gewonnen. Dass dieser ein Profi ist, wird beim Hören schnell klar; immerhin muss er ganz in antiker Tradition nicht nur 24 Gesänge lang erzählen, sondern auch die einzelnen Personen differenziert geben. Das gelingt Zapatka souverän – und doch ist DIETER MANN von CHRISTOPH MARTINS „Odyssee“ ein noch anderes Kaliber. Ein antiker Sänger will Zapatka in meinem Kopf nicht recht werden; eher macht er auf mich mal den Eindruck eines Märchen-Erzählers, mal wähnt man sich in einer Aufnahme vom „Herrn der Ringe“. Dennoch macht Zapatka seine Sache gut: Auch der Schiffskatalog, bei dessen Lektüre wohl mancher Student des Griechischen das Studienfach hatte wechseln wollen, wird zum Hörereignis. Der Produzent KLAUS BUHLERT arbeitet mit sparsamen Hintergrundgeräuschen und sparsamster Musik; aber auch mit abrupten Mikrofonwechseln (z. B. innerhalb von Reden), die zwar Aufmerksamkeit erheischen, die sich mir in ihrer dramaturgischen Funktion allerdings nicht erschließen, und die so wirken, als ob eine neue Folie auf den Text gelegt oder eine neue Film- oder Tonrolle eingelegt würde. Doch das Ganze ist schon beeindruckend.

Aber wie? Der Übersetzer Schrott lässt Zeus dem Agamemnon „ins Hirn scheißen“, und dem Ausspracheberater THOMAS POISS von der Hum-

boldt-Universität verbietet es sich, „für die griechischen Verse der Hörspielfassung eine linguistische Rekonstruktion der historischen Aussprache vornehmen zu wollen“?³⁰ Will sagen: Der eine geht Risiken ein, der andere verfährt ohne Not konservativ, ja geradezu opportunistisch? Die wenigen Fetzen des Originals, die diese sehr heutige und von Homer herführende Übertragung programmatisch und dramaturgisch bereichern, weil sie es sind, die uns zu Homer hinführen, müssen sich die ungriechische deutsche Schulaussprache gefallen lassen; auch die Namen werden in der Hörspielfassung in der gewohnten, also zumeist latinisierten, Version gesprochen. Leider ist auch der Vortrag der Verse durch Zapatka für meine Begriffe eben so, wie ein Deutscher Altgriechisch liest, obwohl Schrott selbst ganz richtig in seinen „Prämissen“ von einer „musikalischen [!] Normierung der Sprache durch den Hexameter“ spricht; seine Neufassung wolle eine „neue Performance“ sein – warum konnten die altgriechischen Zeilen, die aus etwa 2700 Jahren Entfernung durch den neuen Text schimmern, nicht auch eine kleine Performance werden?³¹ In der schriftlichen Fassung der Übersetzung bezeichnet Schrott übrigens stets die originale Akzentstelle, und bei Lesungen liest er – im Gegensatz zur Hörbuchfassung – auch so.³² Zum vorliegenden Ergebnis hätte es einer Ausspracheberatung wohl nicht bedurft,³³ und ich meine, dass die Hörbuchfassung hier eine Chance vertan hat.

Die Transkription der altgriechischen Verse in der gedruckten Fassung ist leider nicht immer gelungen, auch konsequent ist sie nicht: Mal sind einige Langvokale durch den bekannten Querstrich gekennzeichnet, mal soll dieser wohl einen Zirkumflex darstellen (wie in 1,1f.). An anderer Stelle sind alle akzentuierten Vokale mit einem Akut versehen – ein nachvollziehbares Vorgehen (wie in 1,207f.). Ich hätte mir gewünscht, dass sowohl Langvokale als auch die Akzentstellen gekennzeichnet sind. Schade auch, dass etwa das gerade für Laien wichtige Trema in 1,1 fehlt. Bei der Überschrift zum 2. Gesang etwa erscheint *καταλόγος* ohne Akzent – das Lektorat hätte schon sorgfältiger sein dürfen.

Wo wir beim „Ilias“-Band aus dem Hanser-Verlag sind: ausgestattet ist er hervorragend. Das

schon erwähnte Vorwort gibt dem geneigten Leser einen Überblick über die Ilias (S. VII–XXXII), darunter Hinweise auf Vorbilder, Homers „Bühne“, die homerische Gesellschaft, Narration und Kompositionsweise, sowie über die Grundsätze „dieser Fassung“ (S. XXXIII–XLII): Schrott spricht hier unter anderem die Themen Wörtlichkeit der Übersetzung, Hexameter, Epitheta und Dramatik an. Es folgt – und das tut gut! – eine Zusammenfassung dessen, was in den „Kypria“ (S. 1–11) gestanden haben mag; der „Ilias“ selbst (S. 13–517) folgt eine ähnlich geartete Inhaltsangabe der „Aithiopsis“ (S. 519–523). Wo findet man die drei Teile der „Epen-Trilogie“ einmal beieinander? Den Texten folgt ein fast hundertseitiger Kommentar (S. 527–616) von PETER MAURITSCH sowie ein Figurenüberblick (S. 617–621). Das Booklet zur Hörbuchausgabe verfügt über die nämlichen Teile, natürlich wesentlich gekürzt (etwa um die Inhaltsangaben zu den *Kypria* und der *Aithiopsis* sowie um den Kommentar), aber um eine kurze Anmerkung zur Aussprache und zwei Beiträge zum *Making of* (vom zuständigen HR-Redakteur MANFRED HESS und vom Regisseur KLAUS BUHLERT) ergänzt. Die Verszählung nur aller 25 Verse macht nach meiner Ansicht wenig Sinn und die Nutzung des Kommentars etwas schwierig. Irritiert hat mich zunächst die Schrottsche Kleinschreibung – aber, was soll’s? Wörtliche Rede wird durch Einrücken markiert – gewöhnungsbedürftig, aber eine interessante Lösung.

Ist Schrott wirklich ein „Abenteurer“? Eher ist er einer, der das Abenteuer einer „Ilias“-Übersetzung erlebt hat, und uns auf das Abenteuer der „Ilias“-Lektüre mitnimmt.

Die vorliegende Übertragung ist – bei allen Abstrichen – eine, die man mit Vergnügen und Gewinn lesen und hören kann. Warum nicht das Buch in die Schulbibliothek stellen, neben VOß oder EBENER, SCHEIBNER, SCHADEWALD, HAMPE?³⁴ Auch das Hörbuch ist empfehlenswert; manch einer wird im Dezember im Deutschlandfunk am frühen Nachmittag vor und zu Weihnachten die Kostproben genossen haben – einen Werkstattbericht sowie die Gesänge 9 bis 16. Ich für meinen Teil aber freue mich schon auf mein nächstes Ikea-Regal.

Anmerkungen:

- 1) Homer: Die Odyssee. Neu erzählt von Christoph Martin. Frankfurt am Main: Eichborn 2003. (auch: Reinbeck: Rowohlt 2005.) – Als Hörbuch (11 CDs; Sprecher: Dieter Mann): Düsseldorf: Patmos 2006.
- 2) Cf. Schloemann, Johan: Antike für Anfänger. Festvortrag zur Eröffnung des Altphilologenkongresses in Göttingen, 25. März 2008. In: Forum Classicum 51(2008)3. S. 148–156, hier: 148.
- 3) Im Wintersemester 2008/09 lehrte Schrott als Samuel-Fischer-Gastprofessor Vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin.
- 4) Ich will neben dem Klassiker von Gustav Schwab nur die wunderbare Nacherzählung von Franz Fühmann („Das hölzerne Pferd“, Berlin: Neues Leben 1968 und weitere Aufl.) ansprechen.
- 5) Die Nachfrage nach Rezensionsexemplaren beim Hanser-Verlag war so groß gewesen, dass der Verlag manchem Rezensenten lediglich eine elektronische Fassung zur Verfügung stellte.
- 6) Homer/Raoul Schrott: Ilias. Erster Gesang. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 53(2006)3. S. 202–218. – Schrott, Raoul: Sieben Prämissen einer neuen Übersetzung der Ilias. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 53(2006)3. S. 193–201. – Latacz, Joachim: Homer übersetzen. Zu Raoul Schrotts neuer Ilias-Fassung. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 53(2006)4. S. 357–383. – Schrott, Raoul: Replik auf den Kommentar von Joachim Latacz in Heft 4. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 53(2006)5. S. 466–479. – Zudem: Visser, Edzard: Der zweite Gesang der Ilias. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 54(2007)1. S. 82–95. [zum Schiffskatalog] – Patzek, Barbara: Warum Paris kein Feigling war. oder: Was die Götter in der Ilias sollen. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 54(2007)1. S. 73–81.
- 7) Latacz, Joachim: Homer übersetzen (cf. Anm. 6). S. 367: „In der Tat bin ich davon überzeugt, daß das ‚zu Homer hin‘ ohnehin das Prinzip einer Homer-Übersetzung sein muß – von dem nur hier oder da als unumgängliche Konzessionen gewisse Abstriche gemacht werden sollen.“ Leider begründet Latacz seine Ansicht nicht explizit.
- 8) Luther, Martin: Sendbrief vom Dolmetschen. In: id.: An den christlichen Adel deutscher Nation/Von der Freiheit eines Christenmenschen/Sendbrief vom Dolmetschen. Hrsg. von Ernst Kähler. (Universal-Bibliothek Nr. 1578.) Stuttgart: Reclam 1962. S. 151–173, hier: 159 f.
- 9) Schadewaldt, Wolfgang: Aus der Werkstatt meines Übersetzens. In: ders.: Hellas und Hes-

- perien. Gesammelte Schriften zur Antike und zur neueren Literatur in zwei Bänden, Bd. 2. Zürich, Stuttgart: Artemis 21970. S. 671–680 [Erstveröffentlichung in: Schweizer Monatshefte 46(1966), S. 851–859], hier S. 672 f. – Cf. auch Werner, Jürgen: Schadewaldt und das Übersetzen. <http://www.forum-classicum.de/aktuelles.htm#schadewaldt> (05. 01. 2009).
- 10) Goethe, Johann Wolfgang: Zum brüderlichen Andenken Wielands (1813). In: Goethes Werke, Bd. 36. Weimar: Böhlau 1893. S. 311–346, hier: 329f.
 - 11) Fuhrmann, Manfred: Goethes Übersetzungsmaximen. In: Goethe-Jahrbuch. Im Auftrag des Vorstands der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Jochen Golz, Bernd Leistner, Edith Zehm, 117 (2000). S. 26–45, hier: 45.
 - 12) Schleiermacher, Friedrich: Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. Vortrag vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Berlin. Zitiert in: Störig, Hans (Hrsg.): Das Problem des Übersetzens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963. S. 38–69, hier: 47.
 - 13) Schleiermacher, *ibid.*, S. 58 und *passim*.
 - 14) Hardenberg, Friedrich von [Novalis]: Blütenstaub, Spruch Nr. 68. In: Athenäum. Eine Zeitschrift 1(1798). Hrsg. von Friedrich Schlegel und August Wilhelm Schlegel. Berlin: Vieweg.
 - 15) Arnold, Matthew: On Translating Homer. Zitiert in: Latacz, Homer übersetzen (Anm. 6), S. 360. – Arnold meint, der Homer-Übersetzer “should above all be penetrated by a sense of four qualities of his author”, worunter er zählt: “that he is eminently rapid; that he is eminently plain and direct [...] both in his syntax and in his words; that he is eminently plain and direct [...] in his matters and ideas; [...] that he is eminently noble.”
 - 16) Was die Äquivalenz (literarischer) Übersetzungen mit ihren Originalen betrifft, so beißt sich hier die Übersetzungswissenschaft seit längerem an einer Definition die Zähne aus. Klar scheint den Spezialisten aber, dass eine Äquivalenz eben nicht nur den Text als solchen, sondern – flapsig gesagt – auch das Drumherum beachten muss. Allerdings ist es nach meiner Ansicht extrem schwierig, eine solche Äquivalenz zu objektivieren; außerdem sind die etwas „trockenen“ Ergebnisse der Übersetzungswissenschaft nicht unbedingt übersetzungskünstlerisch nutzbar. Somit bleibt dem Rezipienten eben vor allem eine gefühlte Qualität des Werkes.
 - 17) Cf. Schadewaldt, Wolfgang: Zur Übersetzung. In: Homer: Ilias. Übers. von Wolfgang Schadewaldt. Frankfurt am Main: Insel 1975. S. 425–427.
 - 18) Schrott, Sieben Prämissen (cf. Anm. 6), *passim*.
 - 19) Cf. Schrott, Raoul: Zu dieser Fassung. In: Homer: Ilias. Neufassung von Raoul Schrott. Booklet zur Hörbuchausgabe. München: Der Hörverlag 2008. S. 25–27, hier: S. 274
 - 20) Hieronym. ep. 57. – Dem Bibel-Übersetzer war aber durchaus bewusst, dass sich ein Übersetzer entscheiden muss bzw. in einem „Grunddilemma allen Übersetzens“ (Fuhrmann) steckt, denn *si ad verbum interpretor, absurde resonant, si ob necessitatem aliquid in ordine, in sermone mutavero, ab interpretis videbor officio recessisse* (*ibid.*).
 - 21) Der Begriff des totalen Krieges geht übrigens gar nicht auf Joseph Goebbels, sondern auf Ernst Ludendorff und dessen 1935 veröffentlichtes Buch „Der totale Krieg“ zurück.
 - 22) Auch diese Worte hat Goebbels „nur“ rezipiert; sie stammen aus dem 1813 entstandenen Gedicht Theodor Körners „Männer und Buben“.
 - 23) Goethe beschäftigte sich 1819 noch einmal in einem Essay mit literarischen Übersetzungen: ders.: Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans. Übersetzungen. In: Goethes Werke. Bd. 7. Weimar: Böhlau 1888. S. 235–239. Dort unterscheidet er dann dreierlei Arten der Übersetzung: 1.) die schlicht-prosaische, die „uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt“ machte („Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden.“); 2.) die parodistische, „wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinn wieder darzustellen bemüht“ sei, Beispiel sei Wieland; 3.) schließlich die diesmal für Goethe höchste Form, die nämlich, bei der die Übersetzung mit dem Original identisch sei – „[D]er Übersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst bilden muß“, Beispiel sei Voß; *loc. cit.* S. 235–237.
 - 24) Zum Thema $\mu\eta\upsilon\tau\iota\varsigma$: Es ist ja doch tatsächlich das fast krankhafte Beleidigtsein Achills (\approx Bitternis), um das es geht, und nicht ein choleraisches Aufbrausen (Zorn)?
 - 25) Latacz, Homer übersetzen (cf. Anm. 6), S. 372.
 - 26) Raoul Schrott am 26. 11. 2008 bei einer Lesung in Leipzig. – Ich will das Gebiet der Epitheta hier nicht weiter diskutieren.
 - 27) Schrott, Raoul: Zu dieser Fassung. In: Homer: Ilias. Booklet zur Hörbuchausgabe. München: Der Hörverlag 2008. S. 25–27.

- 28) Latacz, Homer übersetzen (cf. Anm. 6), S. 375–380.
- 29) Cf. Boehncke, Heiner: Nachwort. Homers Odyssee. In: Homer: Die Odyssee (cf. Anm. 1). S. 387–389, hier: 389.
- 30) Poiss, Thomas: Zur Aussprache des Griechischen. In: Homer: Ilias. Booklet zur Hörbuchausgabe (cf. Anm. 27). S. 56 f.
- 31) Schrott, Sieben Prämissen (cf. Anm. 6), S. 196.
- 32) Um meinen „Zorn“ etwas zu relativieren: Natürlich hat Poiss ein starkes Argument auf seiner Seite, insofern er Hörgewohnheiten berücksichtigen will. Würde man beispielsweise heute von dem ersten und letzten sowjetischen Präsidenten Горбачёв korrekt als [Garbačov], mit dem Ton auf dem letzten o, sprechen, fragten sich wohl die meisten Deutschen, um wen es denn gehe. Anders beim gewohnten, aber falschen [Gorbačov], mit Erstsilbenbetonung. Ganz ähnlich wäre es bestimmt mit [Akhilleus] mit Akut auf der Ultima anstelle des gewohnten [Axill(es)] mit Betonung auf dem i – und dennoch: Der echte Name hätte schon was. Zudem: Ab dem zweiten oder dritten Mal des Auftretens dieses Namens würde die altgriechische Form doch normal erscheinen.
- 33) Poiss (cf. oben Anm. 30) selbst verweist loc. cit. auf die von Stefan Hagel verantwortete Seite der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zur Aussprache des Altgriechischen: <http://www.oeaw.ac.at/kal/agp>, auf der Hagels (?) Vorträge altgriechischer Texte, darunter Ilias 18,19–96, zu hören sind – die drei Akzente durch unterschiedliche Tonhöhen wiedergegeben, also quasi singend, vermutlich auch durch den US-Philologen Prof. STEPHEN DAITZ inspiriert. – Ebenfalls sehr hörens- und empfehlenswert sind die im Rahmen eines Performance-Projekts unter Leitung des Basler Indogermanisten Prof. RUDOLF WACHTER vorgetragenen altgriechischen Stücke auf <http://performance.unibas.ch/tabelle.html>, wo momentan zunächst Anakreon und Herodot zu hören sind; leider bevorzugt Wachter hier für φ und χ die „Schulaussprache“ [f] und [x] gegenüber [ph] und [kh].
- 34) Die Übersetzungen von GERHARD SCHEIBNER und DIETRICH EBENER aus den 70er Jahren entstanden Latacz zufolge „hervorgebracht durch die deutsche Teilung“ (Homer übersetzen [cf. Anm. 6, S. 358])? – Nach der Scheibner-Übertragung in Antiquariaten Ausschau zu halten lohnt sich übrigens schon wegen der Illustrationen von WERNER KLEMKE; Ebener übersetzte die „Ilias“ für die Bibliothek der Antike, die ebenfalls im Aufbau-Verlag erschien.

IVO GOTTWALD, Leipzig

Ekkehard Stärk: *Kleine Schriften zur römischen Literatur*. Hrsg. v. Ursula Gärtner, Eckard Lefèvre und Kurt Sier. Tübingen (Gunter Narr Verlag) 2005* (Leipziger Studien zur Klassischen Philologie 2). 362 S. ISBN 3-8233-5982-7. EUR 78,-.

Ein wichtiges Buch: die Kleinen Schriften des 2001 nach langer schwerer Krankheit viel zu zeitig verstorbenen Leipziger Latinisten EKKEHARD STÄRK. Sein Oeuvre umfasst vier Monographien: Die *Menaechmi* des PLAUTUS und kein [!] griechisches Original (wie das hier zu besprechende Buch im Gunter Narr Verlag erschienen); Kampagnen als geistige Landschaft. Interpretationen zum antiken Bild des Golfs von Neapel; *Antrum Sibyllae Cumanae* und *Campi Elysii*. Zwei Vergilische Lokale in den Phlegräischen Feldern (Akad.-Schr. Leipzig); HERMANN NITSCHS „Orgien Mysterien Theater“ und die „Hysterie der Griechen“. Quellen und Traditionen im Wiener Antikebild seit 1900. – Herausgegeben hat St. zusammen mit GREGOR VOGT-SPIRA die LEFÈVRE-Festschrift „Dramatische Wäldchen“, zusammen mit URSULA GÄRTNER THEODOR LADEWIGS „Schriften zum römischen Drama republikanischer Zeit“. In seiner zweisprachigen Ausgabe von XENOPHONS „Gastmahl“ legte er eine eigene Übersetzung vor. Außerdem publizierte er zahlreiche Aufsätze und andere Arbeiten, die im vorliegenden Band nicht alle berücksichtigt werden konnten.

Herausgegeben wurden die Kleinen Schriften durch St.s Schülerin U. GÄRTNER (die Inhaberin des Potsdamer Lehrstuhls für Klassische Philologie), seinen akademischen Lehrer E. LEFÈVRE und seinen Leipziger gräzistischen Kollegen K. SIER. Der Band erschien in den 1878 gegründeten, 2003 wiederbelebten „Leipziger Studien zur Klassischen Philologie“, die von St.s Leipziger Nachfolger MARCUS DEUFERT, K. SIER und U. GÄRTNER betreut werden.

In Kap. I „Republikanisches Drama“ behandelt St. besonders PLAUTUS und seine Vorgänger (z. B. in „Die Geschichte des Amphitryonstoffes vor Plautus“; dieses Seminarreferat des Studenten St. wurde seinerzeit unverändert im renommierten „Rheinischen Museum für Philologie“ gedruckt!) sowie die römische Tragödie; in II „Klassische und spätantike Literatur“ unter anderem HORAZ, OVID, SENECA; in III „Rezeption“ z. B. SHAKE-